

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 54.

Samstag, 5. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(A. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraf.

(Nachdruck verboten.)

Sie saß ganz still und benommen, und ihr Blick schwelgte über die reisenden Saatsfelder zu beiden Seiten des Weges.

Und urplötzlich stieg heiß und beklemmend der Wunsch in ihr auf, umzukehren und den nächsten Zug zur Rückreise nach Berlin zu benutzen.

Es war alles so neu und so fremd, und der Bruder — er hatte so gar keine Ähnlichkeit mit dem verstorbenen, vornehmen Vater und dessen aristokratischer Lautlosigkeit.

Schon die starken, sonnenverbrannten Zähne, und wie er immer mit der Hand durch den gescheitelten Kotelettbart fuhr — und gar das laute Sprechen und Lachen!

Beinahe beklemmend heruntergezogen erschien sie sich seit einer Viertelstunde.

Und dann kam es doch wieder über sie, als sie die Plätze streifte, da sie als Kind gespielt, als junges Mädchen geträumt hatte — eine leise zage Sehnsucht nach dem, was einst gewesen, nach den Tagen der Kindheit, nach dem über alles geliebten und verehrten Vater.

Sie sah ihn wieder unter der großen Buche dort sitzen, im bequemen Stuhl, die durchsichtig bleichen Hände ausgebreitet auf der pelzgefütterten Decke. Und über der schwerleidenden, watierten Krankensjade das blasse, edelgeformte Antlitz, dessen Augen so blickartig aufleuchten konnten, wenn sie etwas künstlerisch Vollendetes sahen.

Der Wagen hatte das große Gittertor am Ende des Parkes passiert und näherte sich mit rasender Eile dem Schloßgebäude, das in dem Ausschnitt der Ulmenwipfel wie ein dultiges, hellbeleuchtetes Bild von Aquarell stand.

„Gott sei Dank — wenigstens das Tempo war ein herrschaftliches . . .“ Mechthildis dachte es mit verstohlenem Seufzen.

Und dann nahm Johann eine scharfe Kurve um einen mit einer Fülle von Rosenstämmen bestandenen Rasenplatz — da stand auch schon Adelgundes stattliche Gestalt, lebhaft winkend, auf der obersten Stufe der Freitreppe.

„Willkommen, liebste Schwägerin — von Herzen willkommen!“

Die beiden Damen lagen sich in den Armen und wieder war es, als wollten an dem Herzen der jüngeren eiserne Reifen sich dehnen, die pressend darum gelegen, während der Bruder, prustend und den Tränen wehrend, daneben stand, und Johann mit wahrhaft bewunderungswürdiger Schwentlung dem Wirtschaftshofe zubog.

Aber Mechthildis war Härlichkeitsbeweisen zu lange entwöhnt, um sich mehr als eine kurze Spanne darin wohl zu fühlen.

Mit einer schnellen, vornehm wehrenden Bewegung hatte sie sich von den Armen der Schwägerin freigemacht. Ihre Stirn kranke sich, ihre zarte Gestalt reckte sich in ihren Linien.

„. . . wie der Vater,“ dachte der Freiherr, „eine richtige Massenbach,“ und etwas bekommen setzte er bei sich hinzu, „was nun wohl kommt?“

Und es kam wirklich.

„Wo sind deine Kinder?“ Die mädchenhaft weiche Stimme hatte wieder einen beträchtlichen Grad von Schärfe angenommen, „hielten sie es nicht für nötig?“

Herrn von Massenbach war das Blut siedendheiß zu Kopf geschossen.

„Na, das konnte ja gut werden. — Innerhalb zehn Minuten die zweite Uebelnehmerei. Hol's der Geier!“

Und gerade wollte er lospusten: „Jawohl, sie hielten es für nötig, aber wir . . .“

Da hatte seine Frau mit einem warnenden Blick nach ihm hin schon die Hand der Schwägerin ergriffen und hielt sie mit einem warmen Druck: „Sie wären so gern zu gegen gewesen, liebste Thilde, aber die Arbeit hielt sie noch fest. — Sie werden sich das Vergnügen machen, dich baldigst auf deinem Zimmer zu begrüßen . . .“

„Arbeit?“ gegenfragte Fräulein von Massenbach mit großen Augen, „ach, ich verstehe — Unterrichtsstunden . . .“

„Unterricht?“ griff der Freiherr auf. Er sprach in seinem tiefsten Bass, in den er bei Anwandlungen von Verlegenheiten herabzustiegen pflegte. „Ne, dazu sind das Jackble, die Susse und Traute nun doch wohl ein bißchen zu abgewachsen. Der Große ist auf dem Felde, die Mädels in der Milchwirtschaft und Konz ist beim Gärtner mit Raupenabfuchen beschäftigt.“

„Mit Raupen . . .?“ Mechthildis Augen waren immer weiter und erstaunter geworden. Es klang, als ob eine Ohnmacht lähmend an ihr herauf zu kriechen begänne.

Den Bruder wollte die Besonnenheit schon wieder verlassen: „Jawohl, Raupen“, posterte er heraus, „aber glaubst du, dies Vießerzeug fürchtet sich vor dem freiherrlich Massenbachschen Besiz? — Ja, prost, hat sich was. — Millionen sag' ich dir. — Wenn wir nicht von morgens bis abends klaben, triegen wir die Hälfte Marktpreis. Das Gefindel will ja nichts bezahlen . . .“

„Marktpreis? Ihr züchtet Gemüse für den Markt?“ In dem Hals des Fräuleins quoll etwas würgend empor. Sie fühlte, wie es ihr heiß und schwer unter den Ripern hervorzudrängen begann.

Was war aus Massenbach geworden, diesem sich unnachahmlicher, aristokratischer Vornehmheit? Das war der Geist Adelgundes — dieser Familie, wenn auch von gutem Adel. — Aber wie alt — vielleicht hundertfünfzig Jahre . . . Ihr Urgroßvater . . .

Sie hob fast unmerklich die Achseln. Der ganze Stolz ihrer Ahnen bäumte sich in ihr empor.

Frau von Massenbach ahnte ein wenig, was in der Seele ihres Gastes vorgehen mochte.

Den Kopf hinter Mechthildis Rücken mit lesem Tadel gegen den Gatten schüttelnd, sagte sie freundlich herzlich den Arm der Schwägerin: „Komm auf dein Zimmer“, sagte sie begütigend, „du wirst der Ruhe bedürftig sein nach der langen Fahrt.“

„Ja, bitte sehr, klinge dem Diener.“ Mechthildis zarte Stimme hauchte es so schwach, als wäre sie zehn Stunden lang über Stock und Stein gewandert.

Sie waren in die Vorhalle getreten, in der noch alles wie damals war.

Die schön gemalten Scheiben des Treppenhauses, die blankgeputzten Schilder in den Pfeilernischen, und am Treppenaufgang, gerade der wappengezierten Tür gegenüber, der Morgenstern, mit dem Reynadus von Massen-

bach im Kampf gegen die Sorben in einer Schlacht acht Krieger und einen Anführer erlegt haben sollte — so erzählte die Chronik.

„Gott sei Dank!“ Hier wenigstens die aristokratische Luft, die Tradition der Massenbachs begann sie anzuwehen. Aber die Erregung der letzten Minuten wirkte noch beunruhigend in ihr nach. Sie fühlte, wie ihr die Füße zitterten.

„Den Diener“, sagte sie schwach.

Der Hausherr drückte auf den nächsten Glockenkopf. Sein Horn befand sich bereits in dem Zustand, wo er in Fronie umzuschlagen pflegte.

„Auf männliche Bedienung wirst du bei uns verzichten müssen“, erwiderte er mit geflüstertem höflicher Betonung, „wir begnügen uns mit der holden Weiblichkeit. Aber wenn du es wünschst — während der Zeit deines Hierseins . . .“

Die Schwester hob die blonden Wimpern und schickte einen unsicheren Blick zu ihm hinüber.

Ihre Gedanken begannen sich allmählich zu verwirren. Nach den Jahren des ungestörten Zusichabgeschlossenenseins diese Fälle des Neuen, peinlich Verletzenden. Es ging über ihr körperliches Vermögen.

Der Boden brannte ihr unter den Füßen: „Wenn sie nur erst in ihrem Zimmer gewesen wäre.“

Aus dem Seitenkorridor zur rechten Hand kam leichten Schrittes ein Mädchen im schwarzweißen Ginghamkleid, weißer Schürze und Hamburger Häubchen, und belud sich höflich grüßend, mit Mechthildis Handgepäck. —

Die Dame atmete erleichtert auf: „Gott sei Dank! Das sah, wenn nicht aristokratisch, so doch wenigstens anständig aus.“ —

Und nun war sie allein in ihrem Zimmer, hatte von dem gutgeschulten, freundlichen Mädchen ihre zahlreichen Kleider in den Schrank räumen lassen, sich umständlich gesäubert, das Haar frisch geordnet und sah nun erschöpft in dem altmodischen Korbsessel in einer der tiefen Fenster- nischen.

Es war ein hübsches Gemach, das man ihr zugewiesen hatte, und dessen Ausblick in den Park ging. An den Fenstern Gardinen von lichtem, blumenbestreutem Baumwollstoff, eine hübsche Chaiselongue; das weiß emaillierte Bett mit blitzblanken Messingknäufen von einladender Frische, und überall, wo es anging, Fliedersträuße von jeder Größe, deren Farbe glücklich mit den Phantasieblumen der Vorhänge und der veilchenfarbenen Satindecke des Ruhelagers übereinstimmte.

Aber auch darüber hatte Mechthildis verstohlen den Kopf geschüttelt.

Mit gekrautem Näschen und hochgezogener Oberlippe hatte sie den Stoff der Steppdecke mißbilligend zwischen den Fingern gerieben: „Satin — nicht einmal Seide. Ihr das zuzumuten. Es war klar, man war geizig auf Unverzagt geworden, man verstand nicht mehr zu leben. Der aristokratische „Lüster“ fehlte.“

Während sie mit leicht zusammengesetzten Händen, in tadelloser Hofballhaltung in ihrem Sessel lehnte und mit lässig geschlossenen Lidern in den Park hinausblickte, hatte sie eine Menge unangenehmer Gefühle in sich zu verarbeiten.

Und nicht das Leichteste, daß auf dem Wege hierher ein junger Mann aus dem Dunkel eines Korridors aufgetaucht war, der von dem Freiherrn kurz als: „Herr Dr. Voigstedt, der verdienstvolle Förderer unseres Jüngsten“ vorgestellt worden war.

Er hatte sich sehr tief verbeugt, genau in der „dritten Position“, wie sie mißfällig bemerkte, während sie nur wenig das seine Haupt nach der Schablone für Niedrigstehende gegen ihn neigte.

Und da hatte er den Kopf gehoben und sie angeschaut. Er, der Hauslehrer, sie eine Massenbach, und ein Blick war aus den grünlichgrauen Augen zu ihr hingezuckt, der ihr ein seltsam beängstigendes Empfinden verursacht hatte, dessen sie auch jetzt noch nicht Herr werden konnte.

Sie nahm ein Schlüdchen von dem vorzüglichen Kaffee, den Adalgunde in dem uralten, kostbaren Sevreservice heraufgeschickt, das noch von der Urgroßmutter, einer Gräfin Mechthildis, aus dem Hause Schleyen herstammte, und bröckelte ein Stückchen von der prächtigen Sandtorte ab, während ihre Augen, ohne zu sehen, auf den Wipfeln der

uralten Parkulmen ruhten, die seit mehreren Menschenaltern den Stolz ihres Geschlechts ausgemacht hatten.

Da erhob sich ein dumpfes Gedolter im Treppenhause, das die gewölbte Flurhalle verdoppelt wiedergab, so, als ob jemand in langen Säen die Stufen der Stiege herausspränge, daneben huschende Tritte, wie von leichten Frauenfüßen.

Eine langvolle Männerstimme, und ein mädchenhaftes Richern wie ein helltönendes Glöckchen.

Dann klopfte es mit kräftigem Finger an Fräulein von Massenbachs Zimmertür, aber ehe sie noch antworten konnte, flog die Tür sperrangelweit auf, und in ihrem Rahmen erschien ein reizendes Persönchen, in lattunemem Wirtschaftskleid und großer weißer Schürze, dem goldbraunes, seidenweiches Haar in wirren Locken das rosige, rundwangige Kindergesichtchen umgab.

Sie wehrte sich mit allerdings geringem Erfolg gegen einen baumlangen Menschen mit sonnenverbranntem Gesicht und auffallend hellen Augen, dem das dunkelblonde, kurzgeschchnittene Haar den verhältnismäßig kleinen Kopf wie eine Plüschmütze umgab, und dessen starke Arme die feingliedrige Gestalt wie mit Schrauben umspannten.

„Du sollst mich loslassen“, leuchtete sie, halb lachend, halb ärgerlich, und die Augen, die eine Farbe wie frischblühende Veilchen hatten, blitzten ihn an. „Bin ich darum so schnell gelaufen? — Ich will die Erste sein, die Tante Thilde guten Tag sagt. — Los, sag' ich . . .“

Aber die Arme des jungen Mannes hielten fest: „Nacht geht vor Recht“, meinte er ungerührt, „Tante Thilde ist meine Patin, mir gebührt der Vortritt.“

Da hob sie blitzschnell den Finger und bohrte diesen in seine Achselhöhle, dorthin, wo der Schneider die Naht gemacht hat, die Stelle seines Körpers, welche die Achillesferse der meisten Männer ist.

Mit einem quietenden Laut zog er die Ellenbogen an sich, und hell auflachend schlüpfte sie gewandt von ihm weg, um mit ausgebreiteten Armen Mechthildis zuzufliegen.

„Tante, Tante — nein, was ich mich freue —! Guten Tag, Tante. — So lange habe ich dich nicht gesehen . . .“

Aber erschrocken ließ sie die erhobenen Arme wieder sinken, während die feinen Kinderhände nach hinten griffen und verlegten an den Achselbändern der weißen Schürze zupften, die Augen unter den langen Wimpern ängstlich scheu das Gesicht der Tante streiften.

Fortsetzung folgt.

Jugend.

Jugend ist nicht an die Jahre gekettet,
Nicht zwischen schwellende Lippen gebettet;
Jung sein heißt sagen und fertig zum Sprung sein,
Wachsen und Werden, nicht faulender Duns sein.
Allen, die Jäger des Lebens waren,
Blüht noch die Jugend in bleichenden Haaren —
Alt sein heißt weise sich dünken und kalt sein,
Dillkos von fressender Schucht umkrallt sein.

Karl Berner.

Das Maiskolbenmärchen.

Von Franz Werneke.

Amri, der Gärtner aus dem Lande der Blumenbauer, fuhr mit einer Ladung Tulpen den Fluß hinab ins Land der Maiskolbenbauer. Gegen Mittag kam er über die Grenze und sah verwundert die hohen Maisfelder an den flachen Ufern des Wassers. Er stand auf in seinem Boot und redete den Hals; aber so weit er sehen konnte, leuchteten die Haare der Kolben im saftigen Grün der Blätter. „So haben die Märchen der Wanderer nicht gelogen“, dachte er, „und es gibt wirklich keine Blumen in diesem Lande! Beil mir, wie werden seine Bewohner sich über meine Frucht freuen.“

Als Amri am Landungssteig der Stadt sein Boot festband, kam rasch eine große Menge Menschen herzugelaufen. Amri griff froh in seine bunten Tulpen und teilte sie mit vollen Händen aus. Die Maiskolbenbauer nahmen sie, befehlten die Reiche, drückten sie zusammen und riefen erstaunt und enttäuscht: „Sie sind ja hohl! Es sind keine Körner in dieser Frucht!“ — „Vielleicht sind die Blätter aut zu essen“, sagten einige klugen Leute und schoben die

Blumen in den Mund. Aber da sie bitter schmeckten, warfen sie sie fort in den Fluß oder auf die Straße und zertraten sie. Amri war betrübt. Dennoch veruchte er, ihnen begreiflich zu machen, wosü die Blumen auf seien, und sprach von ihren Farben und ihrer Schönheit. Da lachten die einen und die anderen wurden zornig. Sie hießen ihn fahren, woher er gekommen und wandten sich ab.

Nur ein Mädchen blieb am Landungsplatz; schen stand sie von ferne und sah her zu Amri, der traurig in seinem Boot unter den übrigen Tulpen sah und nicht wußte, ob er mehr die Maiskolbenbauer oder sich selbst beklagen sollte.

Schließlich machte er sich leuzend daran, sein Boot vom Steg zu lösen. Da sah er aufblickend das Mädchen. Er war betroffen von dem Schimmer ihrer Augen. Er rief sie zu sich und sie kam ohne Zögern. Er bot ihr Blumen und sie nahm sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„Sind sie nicht schön?“ fragte Amri.

„Ja, sie sind schön!“ sagte das Mädchen und sah ihn an.

„Habt ihr keine Blumen in diesem Lande?“

„Nein.“

„O, in meinem Lande gibt es nur Blumen. Alle Menschen bauen Blumen!“

„Und keine Maiskolben?“ fragte das Mädchen.

„Nein, wir leben von dem Honig, den die Bienen aus den Blumen saugen.“

„Es muß schön sein in diesem Lande!“ sagte das Mädchen. Amri küßte das Herz klopfen von dem Klang der Sehnsucht in ihrer Stimme.

„Willst du mit mir in mein Land ziehen?“ fragte er.

„Ja, ich möchte wohl. Wenn die Eltern mich ziehen lassen!“ Das bewegte Amri tief. „Sie ist eine gute Tochter“, dachte er, „sie wird eine gute Frau sein.“ Und er ging zu ihren Eltern und warb um sie. Die Eltern setzten eine schicksliche Zeit für die Herstellung der Aussteuer fest. Dann sollte Amri das Mädchen heimführen. Es hieß Manga.

Amri fuhr glücklich den Fluß wieder hinauf und ruderte voll Kraft, denn er war ungeduldig, an ein Werk zu kommen, das er sich für Manga ausgedacht hatte.

Amris Garten lag ein Stück vom Haus entfernt. Dazwischen war ein Streifen Feld, auf das Amri im Frühjahr die Samen der Blumen ausäte, die er nachher in den Garten verpflanzte; ein Weg ging durch dies Feld hinab zum Garten am Fluß. Der Brunnen am Haus diente zum bequemen Begießen der jungen Pflänzlinge.

Den Weg nun hinab zum Garten, den Weg, den Manga immer gehen mußte, wenn sie zu ihm kam, wollte Amri für sie schmücken mit den herrlichsten Blumen, so daß er vom frühesten Frühling bis zum spätesten Herbst in Blüten stand. Und Manga sollte diese Blumen ganz zu eigen haben. O, wie sie unter der Pflege ihrer sanften Hände froh und doppelt schön sein würden!

Zur festgesetzten Zeit fuhr Amri den Fluß wieder hinauf. Es gab eine Hochzeit nach der Sitte der Maiskolbenbauer. Und beim Abschied reichte die weinende Mutter Manga drei herrliche, ausgewachsene Maiskolben, die voll reifer Körner, die waren weiß und rot und gelb. Amri lächelte über diese Gabe des Scheideseigens. Dann ruderte er seine junge Frau den Fluß hinauf. Die Sonne stand hinter ihrem Haupte und löste ihr Haar auf zu leuchtenden Strahlen. Amri dankte Gott in seinem Herzen und sagte: „Siehe, Manga, du heilig Geliebte: Blumen wollte ich deinem Lande bringen, weil die Wanderer erzählten, es gäbe dort keine. Sie haben nicht die Wahrheit gesprochen, denn die Schönste fand ich dort und fahre nun mit ihr heim.“

Manga lächelte, aber ihr war noch weh ums Herz vom Abschied. Und als Amri von den Wundern seines Landes erzählte, wurde ihr Gemüt traurig und ihr Sinn versagt. Wie sie über die Grenze fuhren und die wogenden Felder aufhörten, weinte Manga und sah kaum die blühenden Gärten an den Ufern. Amri wunderte sich, aber er dachte:

„Sie braucht Zeit, die Heimat zu verwinden. Es ist wie mit den Blumen, die ich umgepflanzt habe.“ Und er führte sie daheim stumm durch den Garten ins Haus. Da wurde Manga rasch vertraut und sie war wieder fröhlich und voller Liebe.

Am Morgen dann zeigte Amri ihr den Blumenweg, der ihr allein gehörte. Manga freute sich, aber ihr Blick ging über das leere Feld zu beiden Seiten des Weges.

„Warum ist dieses Land nicht bebaut?“ fragte sie, „in meiner Heimat lassen wir kein Fleckchen Erde ungenüßt.“

„Ich brauche es im Frühling!“ sagte Amri.

Manga begann zu rechnen. „Wenn wir den Mais säen würden, den meine Mutter mir mitgab — es ist der schnelle Mais —, so könnten wir im Herbst noch ernten von diesem Land.“

Amri lächelte mühsam und zog Manga weiter hinab zum Garten. Aber sie wandte oft den Kopf zurück und hörte ihm zu wie eine Fremde. Da ließ Amri sie zu ihrer Hausarbeit gehen. Am Mittag kam Manga den Blumen-

weg herab und brachte Amri sein Essen. Sie kam schnell und sah nicht zur Seite und nicht auf die Blumen. Amri fragte, warum sie so eilte. „Am bald bei dir zu sein!“ sagte sie.

Am Abend, als Amri zum Haus ging, hießen die Blumen die Köpfe hängen. Er begoß sie, und als Manga heraustrat, um zu sehen, wo er bleibe, sagte er nichts. Da erschraf sie, daß sie die Blumen vergessen hatte und half ihm. Aber später sang sie das Lied, das die Menschen in ihrem Lande bei der Maisfolbenernte singen.

„Sie liebt die Heimat“, dachte Amri, „sie wird mein Land lieben, wenn sie hier erst verwurzelt ist.“

Aber Manga wurde mit jedem Tag stiller und trauriger. Sie begann die Maiskolben der Mutter aufzulösen und die Körner in drei Schalen zu sammeln. Schließlich bat sie Amri, die Körner auf das leere Feld säen zu dürfen. „Sie wird sich leichter eingewöhnen, wenn ein Stück Heimat um sie ist!“ dachte Amri und ließ sie gewähren, obgleich das Land Kraft sammeln sollte zum kommenden Frühling.

Und der Mais schoß empor auf dem Feld und wurde groß und voll Saft. Manga entfaltete sich mit ihm zu ihrer alten Fröhlichkeit. Sie war viel in den Halmen, lätere Unkraut, begoß die Stauden und befüßte die Kolben. Wenn sie Amri sein Essen brachte, verweilte sie lange bei den goldenen Ähren, die aus dem Grün über den Weg hingen. Die Blumen aber vergingen im Schatten der breiten Blätter. Amri wurde still. Und in seinem Herzen nistete sich die Bitterkeit ein. Sie schickte ihm böse Gedanken herauf, und harte Worte auf die Lippen. Er haßte den Mais und dachte an seine Fahrt mit den Tulpen zu den Maiskolbenbauern. Er sah seine Blumen unbeachtet verkümmern. Er hatte keine Freude mehr in seinem Garten, denn die Bitterkeit ließ der Freude keinen Raum mehr in seinem Herzen. Es gab Zank und Streit im Hause. Und als Amri sagte, was ihn bedrückte, begriff Manga ihn nicht. „Was hat dir der Mais getan? Willst du mir die ganze Heimat rauben? Darf ich nichts haben, was mich erfreut?“

Amri schwieg. „Was habe ich noch mit ihr zu schaffen?“ dachte er. „Meine Heimat ist nicht ihre Heimat. Meine Freude ist nicht ihre Freude. Ich will sie heim schicken zu den Maiskolbenbauern!“

„Willst du deine Eltern nicht einmal besuchen?“ fragte er Manga. „Es ist vielleicht gut, wenn wir eine Zeit getrennt sind!“

Und Manga besuchte ihre Eltern. Aber sie war nicht glücklich dort. Es war ihr alles fremd, und sie mehrte sich freuen wollte, um so fremder wurden ihr Land und Leute. Sie dachte: „Was ist dies mit mir? Dort habe ich Heimweh gehabt, und hier habe ich wieder Heimweh! Ach, Amri, was ist dies mit mir?“ Und sie ruderte am zweiten Tage den Fluß hinauf, diese eine Frage im Herzen.

Amri stieß einen Schrei aus, als er sie kommen sah und tief voll lagender Hoffnung zum Boot. Manga hing weinend an seiner Brust: „Bist mir, Amri, ich weiß nicht, wo meine Heimat ist.“

„Dort, wo du ganz sein willst, Manga, mit ungeteiltem Herzen.“

„Bin ich denn nicht bei dir mit meiner Liebe?“

„Und mit deiner Arbeit? Und mit deiner Freude? O, die Liebe allein tut es nicht, Manga. Aber komme ins Haus und ruhe. Ich bin nun voll Hoffnung, daß du tun wirst, was ich dich nicht tun heißen kann.“

Manga lag die Nacht über mit offenen Augen da und dachte und lauchte auf Amris tiefen Atem und dachte wieder. Am frühen Morgen aber stand sie auf und ging hinaus auf das Feld.

Als Amri aufstand, glaubte er zu träumen. Der Mais war fort. Das Feld glatt geharkt und die niedergedrückten Blumen am Wege waren aufgebunden und leuchtende Perlen Wassers hingen an ihren erfrischten Blättern. Amri schnürte es die Kehle zu vor Jubel und Angst. Wo war Manga? Er lief hinab zum Fluß. Da stand sie und wart den letzten Arm voll der hohen Maisstauden in die Flut, die langsam das fette Grün mit den reifen Kolben hinabführte in feierlichem Zug. Amri rührte sich nicht. Er stand und staunte, bis der Mais hinter einer Biegung des Flusses verschwand. Da löste sich auch Manga aus dem versunkenen Schauen. Sie wandte sich um, sah Amri und flog mit einem Schrei auf ihn zu; laufend fing er die Laufende auf in seinen Armen.

Als sie auf den Blumenweg kamen, tat Manga zwei Fragen: „Glaubst du, daß das Feld noch Kraft genug hat für die Blumen im Frühling?“

„Ja“, sagte Amri, „lest mehr als je!“

„Glaubst du, daß diese Blumen sich noch erholen werden?“

„Ja“, sagte Amri, „schöner als je.“

Dies Märchen erzählen die Mütter in Allerland ihren Töchtern am Tage vor der Hochzeit.



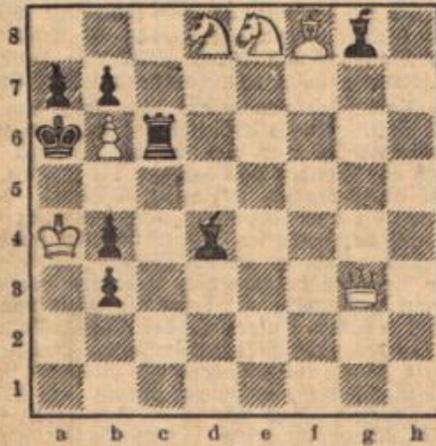
Schach



Bearbeitet von G. v. M. Mohr.

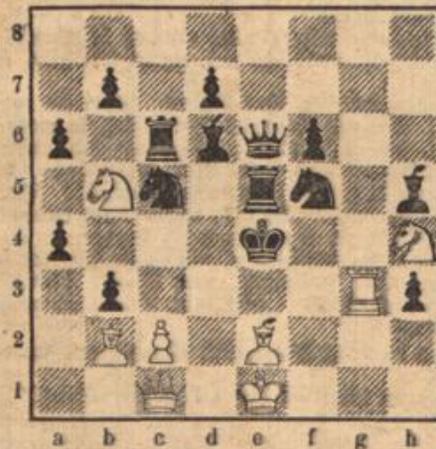
Problem-Turnier.

Nr. 102 Zweizüger.



Weiß: Ka4, Dg3, Sd3, e8, Lf8, Bb6.
Schwarz: Ka6, Tc6, Ld4, g8, Ba7, b3, b4, b7.

Nr. 103. Dreizüger.



Weiß: Ke1, Dc1, Tg3, Lb2, e2, Sb5, h4, Bc2.
Schwarz: Ke4, Dc6, Tc6, e5, Ld6, h5, Sc5, f5, Ba4, a6, b3, b7, d7, f6, h3.

Die Aljechin-Verteidigung.

Es gehört Mut dazu einen Zug in die Turnierpraxis einzuführen, der gegen die bis jetzt bestehenden Grundsätze vollständig verstößt. Den schwarzen Springer (Sg8) beim ersten Zug den Angriffen der weißen Bauern aussetzen und ihn sodann über das Brett jagen zu lassen, seine eigne Entwicklung zu verlangsamen und dem Gegner überdies noch offene Linien zu gestatten, das galt bis heute für schlecht. Da noch keine stichhaltige Widerlegung besteht, unternimmt es der Wiener Großmeister Grünfeld in der dortigen Schachzeitung eine solche zu bringen. Nach der Variante 1. e4—Sf6, 2. e5—Sd5, 3. d4—d6, 4. c4—Sb6, 5. f4—d×e5, 6. f×e5—Sc6, 7. Le3—Lf5, 8. Sc3—e6 versucht Grünfeld zu beweisen, daß sowohl Sf3 wie Le2 dem Gegner keine genügende Verteidigung gewähren. Zu 9. Sf3 sagt er: 9. ... Sb4, 10. Tc1—c5, 11. Le2—Le7, 12. a3—c×d4, 13. S×d4—Sc6, 14. S×f5—e×f5, 15. 0—0—S×e5 und nun gibt er dem Zuge 16. Db3 den Vorzug vor 16. T×f5. Es folgt: 16. ... Dc8, 17. Db5+ und „Weiß gewinnt seinen Bauer auf f5 mit überlegenem Spiel zurück“, oder 16. ... g6, 17. c5—Sbd7, 18. Sd5. Auf 9. Sf3 kann Schwarz aber auch 9. ... Lg4 entgegen; Grünfeld empfiehlt daher statt des Zuges 9. f3 zunächst 9. Le2 und zwar aus folgenden

Gründen: 9. Le2—Le7, 10. Sf3—Dd7, 11. 0—0—0—0, 12. d5 (von Snosko-Borowski vorgeschlagen —), 12. ... e×d5 (oder 12. ... Sb4, 13. Sd4), 13. L×b6—d×b6, 14. c×d4—Sb4, 15. Sd4—g6, 16. Sf5—g×f5, 17. T×f5—Lc5+, 18. Kh1—S×d5. Diese Stellung nennt Dr. Tartakower eine „völlige Bezähmung der weißen Angriffsfurie“. Grünfeld zieht jedoch 19. e6!, worauf Schwarz materiellen Nachteil nicht vermeiden kann, z. B. 19. ... D×e6, 20. Td5 mit Springergewinn oder gar 19. ... f×e6, 20. T×d5—e×d5?, 21. Lg4 mit Damengewinn. Grünfeld behält Recht, wenn er in der Variante 9. Le2 nach dem Zuge 12. d5 die weiße Stellung für besser hält. Fraglich ist nur, ob Schwarz nicht stärker spielen könnte, da statt 11. ... 0—0—0 sehr wohl 11. ... f6 geschehen kann. Schwarz braucht gar nicht 9. ... Le7, Dd7, 0—0—0 zu ziehen. Besser scheint 9. ... Lb4, 10. Sf3, f6 zu sein.

Während der Osterwoche beabsichtigt eine Gruppe von 10 Studenten der Universität Groningen eine Schachreise dem Rheine entlang zu machen und ihre Kräfte mit den dort ansässigen Vereinen zu messen. Von diesen haben sich Köln, Koblenz, Kreuznach, Münster a. Stein, Mainz, Rudesheim und Heidelberg gern bereit erklärt sie zu empfangen. Unterhandlungen mit den hiesigen Vereinen auch hier einen Wettkampf zu veranstalten sind im Gange. Hoffentlich führen sie zum Ziel.

Lösungen: Nr. 12. 1. Tc5. Nr. 13. Fehlerhaft. Nr. 23. 1. Te3. Nr. 23. 1. Se4—Kd7, 2. De8+, 1. ... d5, 2. Dh5+. Nr. 32. 1. Bc8. Nr. 33. 1. Le7—Kg8, 2. Ld5+



Rätsel



Bilderrätsel.



Umstellrätsel.

Durch Umstellen der Buchstaben in den nachfolgenden Wörtern sind neue Wörter zu bilden. Sind diese richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben den Namen einer bekannten Schwimmkünstlerin.

Eiger, Seine, Arsen, Malta, Lager, braun, Edam, Foile, Ford, Seile, Eber, Adel, Tenne.

Homonym.

Mit B gewährt es kühlen Trank,
Mit D ist's mancher Pflanze eigen,
Mit H trägt es das Rindvieh frank,
Mit K tun's dicke Felder zeigen,
Mit Z zeigt's deinen Zustand an.
Nun rate jeder, der da kann.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsabteilung veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 48.

Bilderrätsel: Ein Lügner muß ein gutes Gedächtnis haben. — Kettenrätsel: Bauland, Landweg, Wegrand, Randstein, Steinwand, Wandschrank, Schranktür, Türschloß, Schloßuhr, Uhrwerk, Werkzeug, Zeughaus, Hausfrau. — Palindrom: Alle, Ella.

Richtige Lösungen sandten ein: Herm. Sipper aus Wiesbaden; Hilde Haupt aus Sonnenberg; Ann. Ochs aus Erbenheim; H. V. gel aus Datz; em: Otto Prackel aus Hildesheim.